Eine Hochzeitsreise.

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

Das junge Ehepaar befand sich auf der Hochzeitsreise und lachte über die ängstlichen Verwandten.

„Kannst Du Dir vorstellen," sagte der Professor zu seiner Frau, „daß mein Bruder uns durchaus bis zum Dampfer begleiten wollte; er fürchtete, daß wir uns allein nicht zurechtfinden würden. Ja, ich war wirklich beleidigt. Weil ich früher manches Versehen auf meinen Reisen begangen habe, brauchen sie doch nicht alle zu glauben, daß es immer verkehrt gehen wird."

„Und ich weiß nicht, wie oft ich von meiner Schwester gewarnt wurde, nicht in ein falsches Schiff zu steigen."

„Grünschnäbel!" brummte der Professor.

„Nun ja, sie lieben uns, und wir können nicht leugnen, daß wir zuweilen schon Mißgeschick hatten. Aber da wir nun bei dem Kapitel angelangt sind, wollen wir überlegen, was wir zu tun haben, wenn wir uns zum Beispiel verlieren. Wie könnte ich Dich wiederfinden?"

Der Professor lächelte.

„Wir werden uns nicht verlieren, und wenn wir es täten, so würdest Du zum Dampfschiff gehen, wo wir uns träfen."

„Ach ja, natürlich! Ein Mann weiß, was man in einem derartigen Falle zu tun hat!" Frau Normann schaute mit bewundernden Blicken ihren Gatten an, der sich recht vergnügt ausstreckte.

Der Zug fuhr langsam in eine Station ein und blieb lange genug stehen, um die Neugier des Professors zu erregen. Er erhob sich.

„Ich werde aussteigen, um zu hören, ob wir hier einen längeren Aufenthalt zu befürchten haben; wir dürfen nicht zu spät zum Schiff kommen."

Draußen fand er eine Menge Männer und Knaben versammelt.

„Aufenthalt?" erwiderte einer von ihnen auf seine Frage, „ach, nein, nur eine Minute; wir warten einen Güterzug ab. Da ist er! Sehen Sie dort den Rauch?"

Der Professor eilte nach seinem Wagen zurück. Aber gerade, als er sich ihm näherte, erblickte er einen sonderbar glänzenden Kieselstein auf der anderen Seite des Gleises. Er ging hinüber, nahm ihn auf und untersuchte ihn, ohne mehr an den Güterzug zu denken, der gleich darauf zwischen ihm und seinem Zuge heranfauste.

„Mein Gott!" murmelte er und warf den Stein fort. „Das war gedankenlos. Ich muß die Geologie wohl lassen, bis ich wieder zu Hause bin."

Er wartete mit großer Unruhe, während der Güterzug langsam und rasselnd vorbeifuhr. Zehn — zwanzig — dreißig — zweiunddreißig Wagen zählte er und dann war der Zug vorüber. Aber nun stand er da und starrte ins Leere! Sein Zug war verschwunden und erschien nur noch als ein immer kleiner werdender Punkt am fernen Horizont. Nun hatte er seine Frau verloren! Aber wie viel er auch tobte, er mußte zwei volle Stunden auf den nächsten Zug warten, mit dem er in demselben Augenblick ankam, in dem der Dampfer abgehen sollte.

Fassungslos stürzte er zum Hafen, um gerade noch den „Helios" abdampfen zu sehen.

„Ich könnte das Schiff erreichen, ehe es die Bucht verläßt, mein Herr," sagte der Kapitän eines Bugsierbootes, der die verzweifelte Lage des Professors beobachtet hatte.

„Es wird seine Schnelligkeit während der Fahrt durch den Kanal nicht vergrößern, und ich verspreche Ihnen, Sie für hundert Mark an Bord zu setzen."

„Gut!" rief der Professor aus, indem er in das Boot sprang. „Schnell! Versäumen Sie keinen Moment."

Das Boot schoß dahin und lag nach tüchtiger Arbeit endlich neben dem großen Dampfer.

„Passagier an Bord!" brüllte der Kapitän in sein Sprachrohr.

Auf demselben Wege kam die Antwort vom Dampfer, und eine lange Stange mit daranhängendem Tau wurde über das Boot hinabgesenkt.

„So, mein Herr, klammern Sie sich fest an das Tau, und dann wird man Sie hinaufziehen. Aber erst die hundert Mark, wenn ich bitten darf! Danke sehr — seien Sie vorsichtig!"

Der Professor blickte zweifelnd auf das baumelnde Tau.

„Aber — aber meine Frau ist vielleicht nicht an Bord," — sagte er. „Sie warten wohl und fahren mich zurück, falls sie nicht da sein sollte, Herr Kapitän?"

„Ja, gewiß, mein Herr," antwortete er und steckte sein Geld tief in die Tasche. „Nun rasch zu!"

Professor Normann gelangte glücklich, wenn auch etwas ungeschickt, auf das Deck des „Helios", wo er zuerst nach dem Kapitän fragte.

„Der Kapitän ist jetzt nicht zu sprechen," antwortete man ihm. „Er ist auf der Kommandobrücke, mittags kommt er herunter."

„Aber ich muß . . ."

„Es ist am besten, sich an den Kassierer zu wenden, der wird Ihnen eine Kajüte anweisen."

„Wo finde ich ihn?"

Der Mann ging voran und zeigte ihm den Weg, und der Professor erzählte nun dem teilnehmenden Beamten seine traurige Geschichte.

„Ach, das ist sehr, sehr unangenehm," sagte er. „Das ist ein wirkliches Mißgeschick. Aber es passiert so oft, daß Personen auf diese Weise zurückbleiben."

„Aber meine Frau?"

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Ich habe sie nicht gesehn."

„Was, was sagen Sie? Sie haben sie nicht gesehen Oh, Himmel! Halten Sie das Schiff an! Ich muß ans Land! Halten Sie sofort!"

Der Mann bewegte sich nicht von der Stelle.

„Es tut mir sehr leid, Herr Professor," sagte er, „aber wir können nicht umkehren, das ist ganz unmöglich. Der Lotse hat uns verlassen, und Ihr Boot machte kehrt, gleich als Sie an Bord kamen. Ich glaube, daß Sie gezwungen sein werden, unsere Reise mitzumachen."

Der Professor jamerte laut.

„Oh, wie wird es meiner Frau ergehen in der fremden Stadt! Und sie kann mir ja nicht einmal Nachricht geben!"

„Ach, so schlimm ist es nicht," fiel der andere tröstend ein. „Wir haben hier jede Bequemlichkeit, selbst drahtlose Telegraphie."

„Drahtlose Telegraphie! Oh, dem Himmel sei Dank!"

„Nehmen Sie nun eine Kajüte und . . ."

„Ich habe eine."

„Ja, natürlich! Ich vergaß, daß Sie sagten, Sie hätten die Plätze im voraus bestellt. Zeigen Sie das Billett."

„Mein Billett!" — Der Professor griff hastig in die Tasche und sagte dann bestürzt: „Meine Frau hat das Billett."

Die freundliche Miene des Beamten war verschwunden.

„So, wirklich!" sagte er trocken. „Nun wohl, ich kann Ihnen eine Kajüte erster Klasse anweisen. Wir haben noch einige leer. Der Preis ist hundert Mark."

„Ganz recht . . . aber die drahtlose . . ."

„Ja, alles zu seiner Zeit . . . erst, bitte, hundert Mark."

Der Professor zog seine Brieftasche hervor und warf das Geld hin.

„Nun muß ich telegraphieren," sagte er eifrig. Das Gesicht des andern erhellte sich.

„Ja, das können Sie freilich. Sie haben Kajüte Nummer fünfzig, hier ist der Schlüssel. Und nun kommen Sie mit in das Telegraphenbüro, mein Herr."

Der Professor fand es durchaus nicht leicht, das Telegramm aufzusetzen. Es wurde ihm schwer, zu bekennen, daß ihm auf der soeben begonnenen Reise ein trauriges Mißgeschick begegnet sei. Endlich war das Telegramm geschrieben. Es lautete:

„Herrn Walter Normann, Berlin.

Abgereist mit „Helios", ließ Leonie in Hamburg. Suche sie. Telegraphiere mir. Kajüte fünfzig.

Anton."

Dann ging er in seine Kajüte.

Der Telegraphist verglich mit erstaunten Augen das Telegramm mit einem anderen, das kurz vorher aufgegeben war und folgendermaßen lautete:

„Fräulein Anni Wilson, Berlin.

Mein lieber Anton blieb durch einen Zufall — nicht durch eigene Schuld — auf dem Wege nach Hamburg zurück. Suche ihn. Telegraphiere, wo ich ihn treffe. Meine Adresse im „Helios" ist Kajüte zweiundfünfzig."

Nachdem der Mann die beiden Telegramme studiert hatte, zuckte er die Schultern.

„Die Sache geht mich nichts an," murmelte er vor sich hin und expedierte die Depeschen. „Die Reederei bezahlt mich nicht, damit ich den Leuten die Telgrammkosten erspare."

Nach einiger Zeit liefen zwei Telegramme ein; eins für Kajüte fünfzig, eins für zweiundfünfzig. Sie waren gleichlautenden Inhalts.

„Professor Normann, Kajüte fünfzig.

Leonie ist dicht neben Dir in Kajüte zweiundfünfzig. Walter."

„Frau Normann, Kajüte zweiundfünfzig. Anton ist dicht neben Dir in Kajüte fünfzig. Anni."

Einen Moment darauf wurden beide Kajütentüren sperrweit aufgerissen und das Ehepaar fiel sich in die Arme. Es gab ein Lachen, Fragen und erklären. Der zufällig vorübergehende Kassierer war bei diesem Anblick ganz verblüfft.

„Aber, Herr Professor, — eine fremde Dame zu umarmen?"

„Großer Himmel! Warum soll ichsie nicht umarmen dürfen? Sie ist ja meine Frau! Wir sind gestern getraut worden. Warum sagten Sie mir denn, daß sie nicht an Bord sei?"

Der Mann lächelte mißtrauisch.

„Ihre Frau!" rief er. „Ja, freilich! Diese Dame sagte mir, daß Ihr Mann sich verspätet habe, und nannte sich Frau — oder vielleicht sagte sie Fräulein „Leonie Wilson" Ist Ihr Name nun Wilson oder Normann, sind Sie Fräulein oder Frau?"

Leonie und der Professor schauten sich an.

„Nun, ich sollte meinen, wir sind ein Ehepaar," sagte sie zärtlich. „Ich hatte es in der Aufregung vergessen und meinen Mädchennamen angegeben."

Karl Hagenbeck.

Der vor kurzem in Hamburg verstorbene berühmte Tierhändler.

Sein eigenartiger Beruf war interessant und abwechslungsreich, aber mit Gefahren verbunden.

Es gab auf der ganzen Welt keinen Menschen, der auf dem Gebiete des Tierfanges, der Jagd auf wilde Tiere und des Tierhandels größere Erfahrungen gehabt hätte, als der jetzt im Alter von 69 Jahren zu Hamburg verstorbene Karl Hagenbeck. Sein eigenartiger Beruf war zwar recht interessant und abwechslungsreich, aber auch voller Gefahren und ein bißchen unsicher; denn er konnte nicht bloß zu großen Gewinnen, sondern auch zu großen Verlusten führen. Er erfordert auserlesene Männer mit eisernen Muskeln und Straußenmagen, Männer, die allen Strapazen und jedem Klima gewachsen sind, und die genau wissen, wie sie in Urwäldern und Steppen mit wilden Menschen und mit wilden Tieren umzugehen haben.

Verluste hat Karl Hagenbeck in seinem Leben genug erlitten. Vor einigen Jahren brachte ihm einer seiner Tierjäger aus Singapore fünf Riesenschlangen; die größte war 27 Fuß lang, die kleinste 22. Sie überstanden die Reise sehr gut und kamen im besten Zustand in Bremen an; als man sie aber in Hamburg aus dem Kasten nehmen wollte, fand man sie tot vor: sie waren in der kalten Nacht, die auf den Tag ihrer Ankunft folgte, erfroren. Ein Schaden von 10,000 Mark. Ein andermal hatte Hagenbeck ein Flußpferd nach Hamburg schicken lassen; es kam tot an und der Schaden belief sich auch hier auf 10,000 Mark. Dreimal hat er innerhalb eines Monats sein ganzes Vermögen verloren. Vor einigen Jahren meldeten ihm seine Leute aus Russisch-Turkestan, daß sie in den Besitz einer ganzen Anzahl wertvoller Tiere gelangt seien; bald darauf traf die Nachricht ein, daß alle diese Tiere im Syr-darja-Gebiet bei einer Ueberschwemmung umgekommen seien. Bei einer anderen Gelegenheit ging eine ganze Sammlung ostafrikanischer Tiere — Löwen, Antilopen, seltene Vögel, Rhinozerosse — auf der Nordsee infolge der Seekrankheit zugrunde.

Aber wie machte es Hagenbeck, um sich immer neue Tiere zu verschaffen? In seinen Diensten standen gut besoldete Leute in allen Weltteilen, die ermächtigt waren, so viel Eingeborene, als sie für ihre Zwecke nur brauchen mochten, anzuwerben. Nehmen wir zum Beispiel die Expedition, die Hagenbeck nach der Mongolei entsandte, damit sie ihm wilde Pferde heimbrächte. Er besoldete damals neben den Leuten die er an Ort und Stelle geschickt hatte, nicht weniger als 2000 Mongolen. Diese Mongolen kannten die Plätze, an welche zwischen Ende April und Mitte Mai die wilden Pferde ihre Fohlen führen. Die Jäger passen scharf auf: sechs oder sieben Tage lang liegen sie in einem Umkreise von vier Meilen hinter den Hügeln auf der Lauer. Plötzlich bricht ein Pistolenschuß das Schweigen der Einöde; die Mongolen springen blitzschnell auf ihre kleinen Rosse, treiben die wilden Pferde in die Mitte ihres Kreises, so daß sie nicht mehr entweichen können, und fangen die Füllen mit dünnen Schlingen, die an langen Stöcken befestigt sind. Acht Tage lang werden die jungen Tiere im Lager von einer großen Anzahl mongolischer Stuten gesäugt; dann treibt man sie langsam an einen Sammelort, von wo sie verschickt werden. Die wilden Pferde lassen sich in der Gefangenschaft nur schwer am Leben erhalten; von 52, die damals für Hagenbeck gefangen wurden, konnten nur 28 nach Hamburg geschickt werden; die übrigen gingen ein.

Hagenbecks größte Expedition ging nach Nubien. In einem englischen Blatt schilderte damals ein Augenzeuge den Transport der gefangenen Tiere nach Alexandrien, wo sie aufs Schiff gebracht werden sollten, in folgender Weise: „Eine Staubwolke erhebt sich; man hört ein wildes Durcheinander von Tierstimmen, das Gebrüll der Rinder, das Blöken und Meckern des Kleinviehs, das Schreien der Elefanten, das unheimliche Brüllen der Löwen, und dazu kommt noch der Lärm, der von Hunderten schreiender und lebhaft gestikulierender Menschen verursacht wird. Hundertfünfzig Nubier, durchweg erfahrene Jäger, geleiten die Karawane. Mehr als hundertfünfzig Dromedare tragen auf ihrem geduldigen Rücken allerlei Geräte, Lebensmittel und [illegible] für Tiere und Menschen. Dann nennt man an 25 Esel und einige hundert Ziegen, die für die jungen Tiere die Milch liefern müssen; von den 400 Schafen, die die Expedition mitgenommen hatte, sind nur noch wenige vorhanden, da die meisten unterwegs aufgegessen wurden. Ganz besonderes Interesse aber erregen die gefangenen Tiere. Majestätisch und reglementiert ziehen vierzehn Elefanten voran; es folgen zwei Kamele mit Käfigen auf den Rücken, und in den Käfigen hocken zwei . . Rhinozerosse. Stolz schreiten 20 Strauße einher; in starken Käfigen kommen sieben junge Löwen. Dann sind noch da elf Giraffen, fünf wilde Büffel, zwanzig Antilopen und Gazellen, vier nubische Ameisenfresser, Leoparden, 25 Hyänen, wilde Katzen, Luchse, Affen, Adler, Geier, zwölf Käfige mit kleineren Vögeln usw. Alle Käfige werden von Kamelen getragen . . . ."

Auf dem Schiff, das diese für Dresden, Berlin, Hamburg und London bestimmten Tiere nach Europa bringen sollte, spielte sich dann eine aufregende Szene ab: Eines schönen Morgens ging einer der gefangenen Löwen auf Deck spazieren! Die entsetzten Matrosen eilten fluchtartig zu Hagenbeck, der in seiner Kajüte schlief. Als der Herr und Meister der Tiere erschien, standen der Kapitän und der Steuermann des Schiffes blaß, aber entschlossen, mit dem Revolver in der Hand, dem etwas verwundert dreinschauenden Löwen gegenüber. Hagenbeck ließ einen offenen Käfig bringen und knallte dann mit seiner großen Peitsche; und der Löwe ließ sich, nachdem er ein wenig gebrüllt hatte, in aller Gemütlichkeit in den Käfig treiben. An den Jagden in Nubien und im Sudan hatten sich Araber beteiligt, wilde Horden, die die Giraffe, den Elefanten und das Rhinozeros mit ihren berühmten zweischneidigen Schwertern zu jagen pflegen. Mit zwei Streichen dieser furchtbaren Waffen können sie einen Elefanten niederschlagen; die arabischen Jäger sind so kühn, daß sie die Löwinnen angreifen und ihnen die Jungen rauben. Andere Löwenjäger wieder — so die Zulu und die Basuto — bedienen sich beim Fang ihrer Pfeile. Ganz nackt suchen sie die ihnen bekannten Schlupfwinkel der Löwen auf und überschütten die Löwin, die ihnen entgegenspringt, mit einem Hagel von Pfeilen, bis sie sie getötet haben; dann legen sie die jungen Löwen in ein Tuch, auf welchem sie zu schlafen pflegen, und bringen sie so dem Führer der Expedition. Die Schlangen und besonders die indischen Schlangen werden in kalten Nächten gefangen.

Die künstliche Reifung von Früchten.

Nachdem auch Früchte aller Art in den Welthandel hineingezogen worden sind, ist die Aufgabe entstanden, diese leicht verderblichen Waren selbst auf einem langen Transport gegen Verschlechterung zu schützen, und dazu dienen allerhand Vorrichtungen bei den Verkehrsmitteln selbst, in Sonderheit die reichliche und zweckmäßige Verwendung von Eis. Vor allem aber ist es günstig, die Früchte in einem Zustand einzuernten, der ihnen eine längere Haltbarkeit gewährt, also vor Erlangung einer völligen Reife. Ganz allgemein ist dieser Brauch bei den Bananen geworden, soweit sie zur Versendung auf weite Entfernungen bestimmt sind. Sie werden dann noch grün geerntet und auch in diesem Zustand verfrachtet, und die Reifung erfolgt erst im Bestimmungsland auf künstliche Weise in erwärmten Aufbewahrungsräumen. Dasselbe Verfahren wird noch mit einigen anderen Früchten vorgenommen, namentlich mit Kakigen oder Dattelpflaumen und mit den Datteln selbst. Bei den Datteln hat die künstliche Reifung sogar noch einen besonderen Vorteil, indem nämlich die Dattelpalme mit Nutzen noch in Gegenden angepflanzt werden kann, wo die Früchte am Baum selbst nicht mehr eine volle Reife erlangen. Namentlich in den Vereinigten Staaten, wo die Ausfuhr von Früchten bekanntlich eine ungeheure Ausdehnung erlangt hat, ist aus diesem Mittel ein bedeutender Nutzen gezogen worden. Allerdings haben wissenschaftliche Untersuchungen jetzt gezeigt, daß die künstliche Reifung doch nicht dasselbe zustande bringt wie die natürliche. Der bittere zusammenziehende Geschmack, den die unreifen Früchte haben, rührt vom Gerbstoff her. Dieser verschwindet nun auch bei der Reifung nicht, verändert sich aber durch Verbindung mit einem anderen Stoff derart, daß er im Speichel nicht mehr auflösbar ist und daher seinen Geschmack verliert. Diese Wirkung kann bei Datteln und Dattelpflaumen nicht nur durch Wärme hervorgerufen werden, sondern auch durch Alkohol, Kohlensäure oder Essigsäure. Der Gerbstoff ist bei diesen Früchten in besonderen kleinen Zellen enthalten, die bei Berührung mit Wasser schwellen und bersten und ihren Inhalt in Freiheit setzen. Durch die Reifung wird dieser Gerbstoff in einen Zustand überführt, in dem er vom Wasser nicht angegriffen wird.

Interessante Zahlen.

Lasten, die ihre bewaffnete Macht den einzelnen Völkern auferlegt.

Ein Kapitel, das bei dem gegenwärtigen Wettrüsten besondere Bedeutung gewinnt.

England, bekanntlich die einzige europäische Macht, die noch ein Söldnerheer hat, muß insgesamt monatlich 310 Mark für den Mann aufwenden, während der Mann durchschnittlich Deutschland 69 Mark, Frankreich 70, Rußland 72, Italien 61 und Oesterreich-Ungarn 56 Mark kostet. Der mittelalterliche Landsknecht erhielt einen Monatssold von 29 Mark, 17 Mark weniger als der Prätorianer der römischen Kaiserzeit. Aber 29 Mark, wozu ja noch die Beute kam, hatten damals den Wert von mindestens 300 Mark. In kriegerischen Zeiten wurde der Sold verdoppelt. „Die Soldaten sind teuer, denn die Menge geht nach Glück!" sagt Wallenstein. Kein Wunder, daß sich auch die „Edelsten der Nation" als einfache Söldner anwerben ließen. Die sogenannte „schwarze Bande", jene deutsche Landsknechtstruppe, die Franz I. von Frankreich in Sold genommen hatte, konnte sich dem feudalsten Garderegiment an der Seite stellen. Unter den in der Schlacht bei Pavia gefallenen „gemeinen Landsknechten" befanden sich: ein Herzog von Württemberg, ein Graf von Nassau, der Herzog von Suffolk, der Herzog Franz von Lothringen, Graf Wolf von Lupfen, Hans von Brandeck, Dietrich von Schomberg, zwei Edle von Bünau und viele andere Edelleute. Das Dienen so vieler Angehöriger des Adels macht auch die offizielle Anrede an die Landsknechte: „Liebe ehrliche Landsknechte, edel und unedel, wie uns denn Gott zueinander gebracht und versammelt hat!" erklärlich. Das wurde natürlich anders, als im Dreißigjährigen Kriege die Werbetrommel den „Abschaum aller Länder" zu den Fahnen der Feldobristen eilen ließ. Damals betrug der Sold eines gemeinen Fußsoldaten 100 Mark monatlich, etwa 500 Mark nach heutigem Geldwert:

„Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt."

Der französische Infanterist erhielt Ende des 18. Jahrhunderts monatlich 80 Mark, der leichte Reiter 90 Mark Löhnung. Friedrich der Große zahlte durchschnittlich 17 Mark monatlich, deren Geldwert heute etwa 70 Mark wäre. Von 1815 bis 1850 betrug der Monatssatz durchschnittlich 45 Mark, nach heutigem Geldwerte ungefähr 95 bis 100 Mark. Also ist der moderne deutsche Soldat, der durchschnittlich 69 Mark kostet, mindestens 25—30 Mark billiger als der vom Jahre 1850. Noch interessanter wird die Sache, wenn wir die Besteuerung im Dreißigjährigen Kriege betrachten. Die Reichsstadt Eßlingen zum Beispiel war dem Kaiser 100 Römermonate in Höhe von 22,100 Gulden, für Quartiergeld noch 15,000 Gulden und für Satisfaktionssteuern 39,666 Gulden schuldig. Der Rat half sich durch Doppelsteuern, durch außerordentliche Monatssteuern, durch Besteuerung der Handwerksgehilfen um 10 Prozent ihres Jahreslohnes und durch eine einmalige Vermögenssteuer in der Form einer Eidsteuer, das heißt jeder Bürger mußte das Verzeichnis seines Vermögens vorlegen und schwören, daß er dasselbe redlich und gewissenhaft angezeigt habe. Davon wurden 5 Prozent erhoben. 1650 kam auf den Eimer Wein eine Extraabgabe von 50 Kreuzern, später wurde auch eine „erschröckliche" Akzise auf Fleisch, Kapital und Gewerbe erhoben. Wenn das auch eine Ausnahmezeit wie 1813 war, im großen und ganzen ist erwiesen, daß die Kosten des Soldaten früher verhältnismäßig viel größer, ja drückender waren als heute.

„. . . Welche innere Umwandlung des ganzen Menschen hat dieser Auszug für Freiheit und Vaterland in allen bewirkt! Du würdest sie kaum wiedererkennen, diese alten Renommisten aus Jena und Halle, die sonst ihren Ruhm daraufsetzten, soundso viele Kannen Bier auszutrinken, soundso vielmal sich geschlagen, soundso vielmal dem Rektor die Fenster eingeworfen zu haben. Sie stehen jetzt in Reih' und Glied, parieren auf das Kommando, und unser ganzes Dasein hat eine Weihe erhalten, von der wir vordem keine Ahnung hatten . . ."

Aus einem Brief des Lützowers Fr. Förster an seine Schwester, April 1813.

Holzwürmer vertreibt man ganz sicher aus ihren Schlupfwinkeln, wenn man Benzin in die Bohrlöcher träufelt. Benzin ist aber sehr feuergefährlich, man darf damit nur am Tage hantieren.

Der Wechsel in China.

Hat auch auf die Erziehung der weiblichen Jugend in umwälzender Weise eingewirkt.

Der Bildungshunger und die Emanzipationsgelüste, die die jungen Mädchen in der chinesischen Republik ergriffen haben, werden hell beleuchtet durch die Schilderungen einer englischen Lehrerin, Clara Lambert, die als Leiterin der Mädchenschule in Fu-schan mehr als 20 Jahre im Reich der Mitte verlebt hat. Ein größerer Kontrast zwischen dem Mädchenschulwesen der Zeit, da sie nach China kam, und dem heutigen, läßt sich nicht denken. „Vor zwanzig Jahren konnten wir höchstens Töchter von Christen zur Erziehung bekommen. Die bezopften Kinder des Landes raunten sich zu, daß wir unseren Schülerinnen die Augen ausrissen, um Medizin daraus zu machen, und zu demselben Zweck kleine Kinder mit Haut und Haar kochten. Am Tage Schule abhalten, war unmöglich, weil die Mädchen sich nicht aus ihrem Heim herauswagen durften. Ich kam einmal mit dreißig Kindern, die ich für unsere Schule zusammengebracht hatte, durch mehrere Dörfer, und das Volk bestaunte uns wie merkwürdige Ungeheuer. Mädchen zu unterrichten, galt für wahnsinnig, weil sie nach einem chinesischen Wort „nicht einmal das Gehirn einer Kuh haben". Selbst die reichen Frauen konnten nicht schreiben; ihr Geist war völlig unentwickelt. „Ich bin kein Junge," sagte eine niedliche kleine Chinesin zu mir, als ich sie schreiben lehren wollte. „Ich bin nur ein kleines Mädchen, und Mädchen können nicht schreiben lernen." Dann kam mit der Revolution der große Wechsel. Nichts Aehnliches hat sich seit der Renaissance ereignet. Das ganze Land ist erwacht, und alle verlangen nach westlicher Erziehung. Ich kann nicht sagen, wie begierig, wie willig die Mädchen heute in China sind, zu lernen und sich zu bilden. Ein Schrei nach Lehrern geht durch das ganze Land. Die Regierung hat nunmehr auch für die Mädchen die Schulpflicht eingerichtet; Schülerinnen sind in Unzahl da, aber es fehlt an geeigneten Lehrern. Die eingeborenen Frauen verstehen nur zu sticken, können mit ihren flinken Fingern allerlei Kunstfertigkeiten ausführen, aber die geistige Bildung liegt noch im Keim. Da gibt es schöne Schulen mit prächtiger Ausrüstung, aber was für Lehrerinnen unterrichten? Man nimmt einen Kursus, etwa drei Monate lang, und dann erhält man ein Pergament, das die „westliche Bildung" bescheinigt. Psychologie, Geschichte der Erziehung, Hygiene und Pädagogik, all das soll gelernt sein. Eine junge, chinesische Dame, die 2½ Jahre studierte, und sich hauptsächlich in Musik ausbildete, sollte dann „alle westlichen Kenntnisse" gelernt haben. Aber ihr Unterricht und besonders der im Singen war jammervoll. Und doch überwindet der gute Wille auf beiden Seiten so vieles! Was für ein prächtiger Anblick, die kleinen Chinesen, Knaben und Mädchen Seite an Seite, glücklich zu sehen im Pflücken der Früchte geistiger und körperlicher Kultur! Besonders leidenschaftlich beteiligen sich die Mädchen an den Freiübungen, denn sie waren ihnen bisher ganz fremd. Als wir mit ihnen das Armschwingen übten, da entstand eine Revolution unter den Vätern und Brüdern, denn dieses Tun schien ihnen „unanständig", weil beim Schwingen die weiten Gewänder von den Armen fielen und diese dadurch bloß wurden. Jetzt turnen die Mädchen mit engzugeknöpften Aermeln und spielen sogar Tennis. Früher humpelten sie an Bambusstöcken mühsam daher, nun laufen und springen sie, rauchen wohl gar mit den Jungen um die Wette und tun alles, wie eine junge Amerikanerin oder Engländerin. Selbst in Sachen der Heirat, in der sie früher willenlos verkauft wurden, haben sie nun ihre Angelegenheiten selbst in die Hand genommen und fragen keck die jungen Männer, ob sie sie nicht zur Frau nehmen wollten . . ."

Deutschland steht auf, der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Uebermut, Leichtsinn, Wildheit! . . .

Theodor Körner (an seinen Vater).

Manche Menschen verstecken, wie viele indische Bäume, unter äußeren Stacheln und dornigem Laub die weiche, kostbare Frucht des menschenfreundlichsten Herzens.

Gesprungene Lippen. Es wird dagegen vielfach Glyzerin angewandt, aber ein weit besseres Mittel ist dicker Rahm. Die Lippen werden täglich mehrer Male damit bestrichen.